

Völkerkunde und Entwicklungshilfe

Autor(en): **Haas, Susanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **29 (1971)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Völkerkunde und Entwicklungshilfe

Susanne Haas *

In den entlegensten Gegenden der Welt zeugen Verwaltungszentren, Missionsstationen und Güter aller Art vom Einfluss unserer Zivilisation. Sicher hat der Kulturkontakt an einigen Orten für die Eingeborenen zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen geführt; aber wir wissen auch von höchst unglücklichen Folgen. Noch im letzten Jahrhundert wurden in Tasmanien Treibjagden auf die Eingeborenen durchgeführt, und aus neuerer Zeit stammt die Kunde von schweren Verbrechen an der indianischen Bevölkerung Südamerikas. Andernorts rafften eingeschleppte Krankheiten, wie Schnupfen oder Masern, ganze Bevölkerungen dahin, weil die Leute keine Abwehrstoffe gegen sie besaßen.

Aber auch Eingriffe in die Lebensweise, die Kultur, können einer Bevölkerung gefährlich werden. So hat man etwa beobachtet, dass die Unterdrückung von Stammeskriegen, Kopfjagd und andern uns nicht genehmen Bräuchen, bei den Eingeborenen zu einer Abnahme der Lebensfreude und damit der Vitalität führte: Die Leute wurden gleichgültig – faul nannte man sie dann –, ihre Fertilität sank, und ihre Kultur zerfiel. Will man heute einer Bevölkerung helfen, sich der veränderten Umwelt anzupassen, so hat man dies zu bedenken und sich zuerst einmal zu bemühen, ihre Kultur kennenzulernen. Nun gibt es eine wissenschaftliche Disziplin, die sich mit der Erforschung gerade der wirtschaftlich wenig entwickelten fremden Kulturen befasst: die Völkerkunde oder Ethnologie. Der Ethnologe ist auf Grund seiner Studien in der Lage, eine Kultur so zu beschreiben, dass die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen für das Kulturganze ersichtlich wird. Er kann Entwicklungshelfer über Sitten und Bräuche informieren, auf Entwicklungsmöglichkeiten hinweisen und die Entwicklung selbst kritisch verfolgen. Eine Zusammenarbeit zwischen Entwicklungshilfe und Ethnologie drängt sich auf.

Im folgenden möchte ich von einem Fall moderner Entwicklungshilfe an eine indische Bergbevölkerung, die Jaunsari von Jaunsar-Bawar, berichten. Ich kenne dieses Beispiel aus eigener Anschauung, und es scheint mir, dass man an ihm

gut zeigen kann, wie notwendig ethnologische Grundlagenforschung ist.

Jaunsar-Bawar, ein Gebiet von 549 km² Fläche, ist im nordindischen Staat Uttar Pradesh gelegen und bildet einen Teil des Distriktes Dehradun. Geographisch gehört diese wilde, gebirgige Landschaft zum Himalaya.

Die jaunsarische Bevölkerung zählt etwa 60000 Seelen. Sie lebt in kleinen, selten mehr als 150 Einwohner zählenden Dörfern, die an Hängen kleben oder auf Felskämmen sitzen.

Eine kurze Darstellung einiger Aspekte der jaunsarischen Kultur soll vor allem zeigen, mit was für eigenartigen Verhältnissen man in Entwicklungsländern unter Umständen zu rechnen hat:

Wie die meisten Inder halten die Jaunsari an einem System sozialer Kasten fest. An der Spitze stehen die Brahmanen, aus deren Reihen die Priester hervorgehen. Dicht auf die Brahmanen folgen die Rajput oder Angehörigen der alten Kriegerkaste. Die nächste Stufe nehmen die Handwerker – Zimmerleute, Gold- und Eisenschmiede – und die Musikanten ein. Zuunterst in der Hierarchie befinden sich die Kolta. Die Brahmanen, soweit sie sich nicht als Priester betätigen, und die Rajput sind grösstenteils Ackerbauern und Züchter von Rindern, Ziegen und Schafen. Bis vor wenigen Jahren war Landbesitz eines ihrer Privilegien gewesen, und auch heute noch befindet sich der grösste Teil des Bodens in ihren Händen. Die Handwerker und die Musikanten üben den ihnen von der Tradition her zugeschriebenen Beruf aus. Sie sind einem Kundenkreis, der einzelne oder alle Familien hoher Kasten ihres Dorfes umfassen kann und vererbt wird, verpflichtet. Die Kolta arbeiten als Knechte bei den Landbesitzern. Die meisten Koltafamilien befinden sich in einer Art Schuldknechtschaft. Sie haben von einem Landbesitzer Geld aufgenommen, und anstatt ihm dafür Zinsen zu bezahlen, arbeiten sie für ihn. Sie gelten, wie auch die Handwerker und die Musikanten, aber in noch höherem Grad als diese, als rituell unrein: Kein Angehöriger einer höheren Kaste nähme von ihnen Nahrung an oder liesse sie sein Haus betreten.

Sehr eigenartig ist die Familie der Jaunsari. Söhne bleiben nämlich zeitlebens in ihrem Vaterhaus und

*Als Ethnologin z. Z. in Indien.

halten sich gemeinsam eine oder auch mehrere Gattinnen. Formell heiratet zwar jeweils nur der älteste Sohn, aber in der Praxis haben auch die jüngeren Zutritt zu den Frauen. Es besteht also eine Art Vielmännerei, kombiniert mit Vielweiberei. Kinder verfügen unter diesen Umständen oft über mehrere Väter und Mütter.

Wer einige Zeit bei den Jaunsari gelebt hat, schätzt sie als Leute, die hart zu arbeiten, aber auch mitreissend Feste zu feiern verstehen. Trotz ihrer positiven Lebenseinstellung erschienen sie aber in den fünfziger Jahren als gefährdet: Eingeschleppte Krankheiten, vor allem Geschlechtskrankheiten und Lepra, hatten viele Leute erfasst und trugen die Schuld daran, dass die Bevölkerung stagnierte. Auch liess die wirtschaftliche Produktion sehr zu wünschen übrig. Nun waren schon in den ersten indischen Fünfjahresplänen Vorkehrungen getroffen worden, die es ermöglichten, in solchen Fällen sogenannte Gemeindeentwicklungshilfe zu leisten, d. h. für Anleitung zu Selbsthilfe und für finanzielle und technische Unterstützung zu sorgen. Die Regierung beschloss denn auch, Jaunsar-Bawar in den Genuss dieser Hilfe kommen zu lassen.

Als erstes arbeitete eine Kommission von Fachleuten, unter denen auch Ethnologen waren, ein Entwicklungsprogramm aus. Dann wurde ein Stab technischer Beamter zusammengestellt und eine grössere Anzahl Sozialarbeiter in einem Halbjahreskurs ausgebildet. Und schliesslich wurde Jaunsar-Bawar in zwei Regionen, sogenannte Entwicklungsblöcke, aufgeteilt. Diese Aufteilung drängte sich wegen des Umfangs des Gebietes und Unterschieden wirtschaftlicher Art auf. In jedem Block wurde ein Hauptquartier errichtet mit einem leitenden Beamten und fünf Assistenten, worunter sich Fachleute für Fragen der Landwirtschaft, des Genossenschaftswesens, der Sozialerziehung, des Verwaltungs- und Gerichtswesens und der Wohlfahrt der Frau befanden. Dazu kamen, vom Distrikt gestellt, ein Sanitätsinspektor, eine in der Organisation von Mütterberatungsstellen erfahrene Frau und ein Sekretär der landwirtschaftlichen Genossenschaft. Diesen Fachleuten wurden Sozialarbeiter unterstellt, die in den Dörfern Wohnung nahmen. Auf je 15 bis 20 Dörfer traf es dabei einen Sozialarbeiter. Ausserdem gab es sogenannte Panchayat-Sekretäre, Beamte, die den Einheimischen bei der Organisation des Rats- und Gerichtswesens an die Hand gehen mussten, und schliesslich wurden auch noch einige Hebammen ausgesandt. Angestrebt wurden vor allem die Verbesserung des landwirtschaftlichen Ertrages, die Förderung von Heimindustriellen, die Hebung der Volksgesundheit und die Reorganisation der Gemeindeverwaltung. In Ergänzung dieses Programms stellte das indische Gesundheitsamt zwei



Die jaunsarischen Dörfer sind sehr isoliert gelegen

Ärzteteams zur Bekämpfung von Lepra und Geschlechtskrankheiten zur Verfügung. Ausserdem nahm die Distriktsbehörde den Kampf mit dem Analphabetentum auf.

Nun kann man sich schon nach unserem kurzen Blick auf einige Züge der jaunsarischen Kultur vorstellen, dass es nicht immer leicht war, ein solches Programm durchzuführen. Was für Schwierigkeiten etwa auftraten, zeigen die folgenden Beispiele:

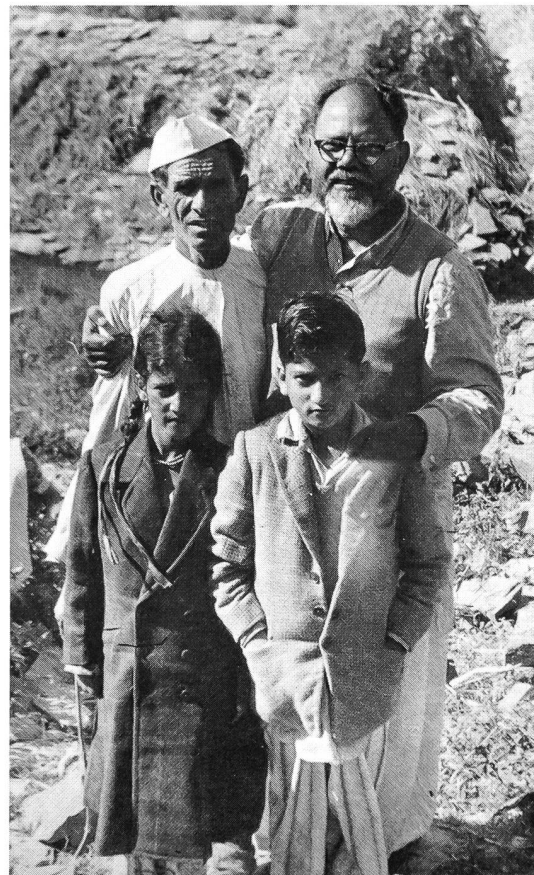
Wegen der schlechten Verkehrsmöglichkeiten im Gebirge gab es noch Jahre nach Beginn der Ent-

wicklungshilfe Dörfer, die nie von Sozialarbeitern betreten worden waren. Ein solches Dorf besuchte ich einmal mit einem Sanitätsinspektor und einem Sozialarbeiter. Wir erreichten die Siedlung nach mehrstündiger, anstrengender Wanderung. Der Sanitätsinspektor hatte dabei gehörig auf die Zähne beißen müssen, denn bei einem Sprung über einen Bergbach hatte er sich den Fuss übertreten. Einige Frauen und auch ein paar Männer – Koltaknechte vermutlich – zogen sich bei unserem Nahen fluchtartig in die Häuser zurück. Das Dorf präsenzierte sich menschenleer, und wir wären wohl recht in Verlegenheit geraten, wenn mich nicht eine Frau, die mich vom Dorf ihrer Eltern her gut kannte, erspäht hätte. Sie hiess mich willkommen und führte mich in ihr Haus. Wenig erfreut schien sie aber über meine Begleiter zu sein: «Fein, dass du zu uns kommst», sagte sie zu mir, «aber was sollen wir mit den Babus, den Beamten?» Es zeigte sich, dass der Dorfvorsteher, der Gatte meiner Bekannten, mit einigen andern Männern abwesend war und erst auf die Nacht zurückerwartet wurde. Der Sanitätsinspektor und der Sozialarbeiter waren deshalb genötigt, um Unterkunft und Nahrung zu bitten und abzuwarten. Meine Bekannte fragte mich misstrauisch, welcher Kaste sie angehörten. Erst als ich ihr versicherte, sie seien von hohem Stand, führte sie sie in ein zufälligerweise leerstehendes Haus; Leuten niederer Kasten hätte sie nur einen Platz in einer Scheune angewiesen. Meine Begleiter verbrachten aber auch so eine ungemütliche Nacht, denn niemand hatte daran gedacht, ihnen eine Decke anzubieten. Ich kam dagegen in den Genuss der traditionellen, allerdings auf männliche Besucher zugeschnittenen Gastfreundschaft: Man bereitete mir ein Lager aus Ziegen- und Schafwolldecken und gab mir zum Schlafen eine Tochter des Hauses bei – auch mit solchen Gesten haben Ethnologen und Entwicklungshelfer zu rechnen. Erst im Laufe des nächsten Morgens konnte eine Versammlung abgehalten werden. Der Sanitätsinspektor erklärte den Dorfbewohnern ausführlich, was die Entwicklungshilfe ihnen zu bieten hätte. Aber jede positive Reaktion blieb aus: Die meisten Männer hatten der auf Hindi vorgetragenen Rede überhaupt nicht folgen können; denn – anders als die Leute in den zugänglicheren Dörfern – verstanden sie nur das heimische Pahari. Gänzlich verstockt wurden sie, als der Sanitätsinspektor, dem bekannt war, dass sie im Sommer zwei Stunden weit gehen mussten, um Wasser zu holen, vorschlug, ein Wasserreservoir zu bauen. Den Grund erfuhr ich erst viel später: Die Quelle, die hätte genutzt werden müssen, war tabu, denn es ging die Sage, es sei in ihr einmal ein Mädchen ertrunken. Als wir uns, recht missgestimmt, auf den Heimweg begaben,

hatten wir das Gefühl, überhaupt nichts erreicht zu haben. Erst spätere Kontakte zeigten, dass doch ein gewisses Interesse geweckt worden war. – Aus diesem Beispiel lässt sich leicht ersehen, was für physischen und psychischen Anforderungen das mit Entwicklungshilfe betraute Personal gewachsen sein sollte.

Ein anderes Beispiel: Im nördlichen Teil von Jaunsar-Bawar kommt dem Schaf eine grosse Bedeutung als Wolllieferant, Opfertier und Fleischquelle zu. Um die Wollproduktion zu verbessern, wurde eine Aktion zur künstlichen Besamung der Schafe mit Samen von australischen Tieren durchgeführt. Nach Aufklärung der Bevölkerung durch Sozialarbeiter zogen ein Tierarzt und einige Veterinärstudenten mit den notwendigen Materialien den Weideplätzen nach. Als ich einmal mitging, beobachtete ich folgendes: Das Team stiess auf eine Herde, die von einem Mann und einer Frau geführt wurde. Der Mann hörte eine Weile mit Interesse den Ausführungen eines Studenten zu, der ihn für die Aktion zu gewinnen suchte; doch dann wurde er unruhig: Ein anderer Student versuchte offensichtlich, mit der Frau zu scherzen. Die Frau wandte sich ärgerlich ab, trat zu dem

Dr. Rahman, hier mit dem Dorfbmann von Dasan und dessen Enkeln, betreut die Leprakranken





Dieses kleine Mädchen wird von Verwandten und Dorfgenossern zur Hochzeit geleitet

Mann und flüsterte ihm etwas zu. Sogleich brach der Mann sein Gespräch ab und trieb mit der Frau die Schafe weiter. Die Studenten blieben perplex zurück. Sie hatten bisher die Erfahrung gemacht, dass Schäferinnen ganz gern auf ein Scherzwort eingingen. Weshalb jetzt die ablehnende Reaktion? Sehr einfach: Die Schäferin war diesmal nicht vom Vater oder Bruder, sondern vom Gatten begleitet gewesen, und während die Jaunsari durchaus nichts dagegen haben, wenn man sich einer Frau in Gegenwart des Vaters oder des Bruders nähert, empfinden sie dasselbe Verhalten als höchst ungebührlich, wenn der Gatte in der Nähe ist. In diesem Fall hatte also ein Mangel an Kenntnissen der jaunsarischen Sitten zu einem Misserfolg geführt.

In manchen Fällen konnte die Besamung natürlich durchgeführt werden. Mit dem Resultat waren die Jaunsari indessen gar nicht zufrieden: Die Schafe, die geboren wurden, besaßen längere Schwänze als die einheimischen – «Schwänze wie Kühe», sagten die Jaunsari und glaubten, die Widder so wenig schlachten zu dürfen, wie das als heilig betrachtete Rindvieh. Hier war der Hilfsversuch an einer religiösen Vorstellung gescheitert.

Ein anderes Beispiel: In einem Dorf, in dem sowohl Rajput als auch Kolta, also Angehörige einer hohen und solche der niedrigsten Kaste,

lebten, sollte ein Brunnen mit Reservoir gebaut werden. Nun waren aber die Rajput nicht bereit, die Kolta an den Brunnen heranzulassen, von dem sie selber ihr Trinkwasser zu beziehen hatten, denn sie betrachteten die Kolta ja als «unrein». Das Problem konnte erst nach langem Hin und Her und, weil die Regierung Kastenvorurteile nicht mehr unterstützt, inoffiziell gelöst werden: Es wurde ein Brunnen mit zwei Wasserhähnen, einem für die Rajput und einem für die Kolta, gebaut.

Nicht leicht hatte es auch der Lepraarzt, denn er stieß auf viel Misstrauen und Unglauben, wenn er die Leute über den Ansteckungsweg der Lepra belehren wollte. Dies hatte seinen Grund darin, dass die Jaunsari bereits eine Theorie über die Ursache dieser Krankheit besaßen. Sie glaubten nämlich, gewisse Frauen betrieben einen seltsamen Kult, den Kult des «Giftgeistes». Um dem Giftgeist zu huldigen, brächten sie ihm Menschenopfer dar, indem sie jemandem Gift ins Essen mischten. In der Folge sterbe dieser Mensch oder er erkrankte an Lepra.

Zum Schluss noch die Geschichte vom Versuch eines Sozialarbeiters, die jaunsarischen Männer davon abzuhalten, all ihr Geld zum Kauf von Schmuck für ihre Frauen zu verwenden. Es gelang ihm tatsächlich in einigen Dörfern, Männerver-



Vor dem Dorf des Bräutigams liefern die Begleiter der Braut den Dorfbewohnern einen Scheinkampf

sammlungen davon zu überzeugen, dass es gescheiter wäre, das Geld zum Ankauf von wertvollem Saatgut und Dünger zu verwenden. Aber da schritten die Frauen ein. Sie drohten, ihren Männern davonzulaufen. Die Frauen haben in Jaunsar-Bawar beachtlich viel zu sagen. Folglich blieb alles beim alten!

Dass solche Schwierigkeiten auftreten würden, sah die indische Regierung voraus. Um Fehlerquellen rasch ausschalten zu können, zog sie die Völkerkunde zu Hilfe. Sie betraute meinen Lehrer, den von früheren Forschungsreisen her mit den Jaunsari bekannten Ethnologen Prof. D. N. Majumdar von der Universität Lucknow, mit der Aufgabe, die jaunsarische Kultur zu studieren und die Entwicklung kritisch zu verfolgen. Unter der Leitung von Prof. Majumdar arbeiteten in der Folge mehrere Ethnologen jahrelang in jaunsarischen Dörfern. Als Resultat ihrer Bemühungen erschien 1962 im Verlag Asia Publishing House, Bombay, ein umfangreiches, aus den im Laufe der Jahre an die Regierung gesandten Berichten zusammengestelltes Buch, «Himalayan Polyandry», das sowohl für die Entwicklungshilfe als auch für die Völkerkunde von grossem Wert ist: Der Entwicklungshilfe nämlich liefert es Anregungen und Kritik und der Völkerkunde eine ausführliche Beschreibung der jaunsarischen Kultur und interessante

Einblicke in den Prozess des Kulturwandels. Wir haben hier also einen glücklichen Fall von Zusammenarbeit zwischen Völkerkunde und Entwicklungshilfe vor uns.

Damit komme ich zum Schluss. Ich hoffe, dass ich mit meinen Ausführungen zeigen konnte, wie notwendig es ist, dass jeder Eingriff in eine Kultur vorsichtig geplant wird, und wie nützlich ethnologische Grundlagenforschung für die Entwicklungshilfe sein kann.